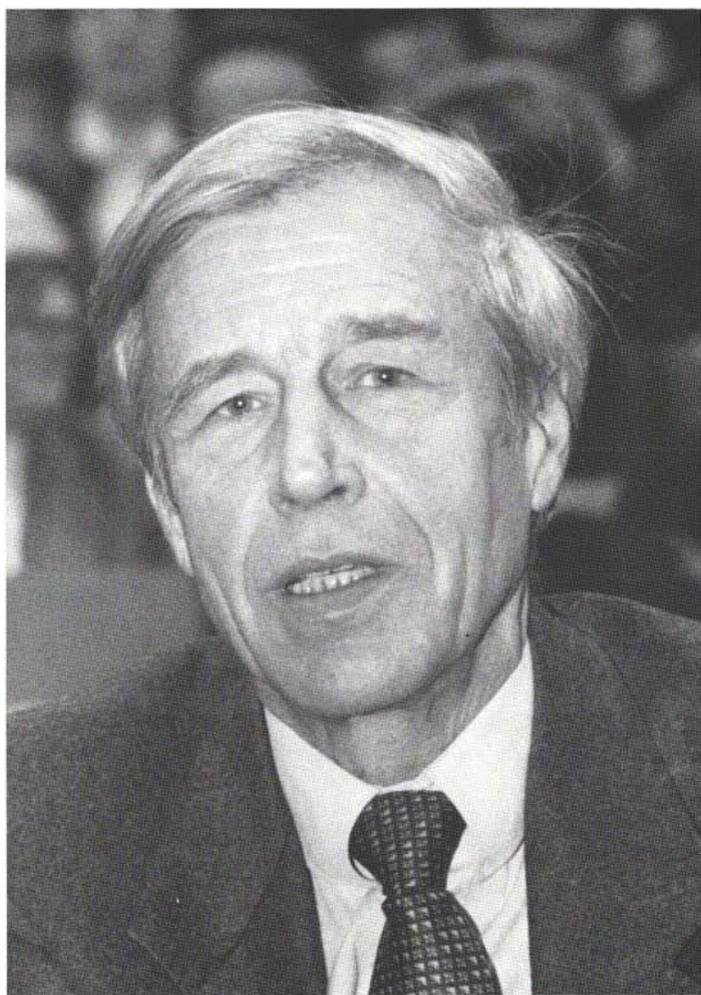


»In Spuren gehen...«



Helmut Kohlman

»In Spuren gehen...«

Festschrift für Helmut Koopmann

*Herausgegeben von Andrea Bartl, Jürgen Eder,
Harry Fröhlich, Klaus Dieter Post und Ursula
Regener*

Max Niemeyer Verlag
Tübingen 1998



Die Deutsche Bibliothek – CIP–Einheitsaufnahme

„In Spuren gehen ...“ : Festschrift für Helmut Koopmann / hrsg. von Andrea Bartl – Tübingen : Niemeyer, 1998

ISBN 3-484-10776-6

© Max Niemeyer Verlag GmbH & Co. KG, Tübingen 1998

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen. Printed in Germany

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier.

Druck: AZ Druck und Datentechnik GmbH, Kempten

Einband: Industriebuchbinderei Nobert Klotz, Jettingen-Scheppach

Inhaltsverzeichnis

Vorwort IX

I. Literarische Texte

Gino Chiellino
Stadtbilder Tokyo September 1990..... 3

Richard Exner
Vom Schlafen und Wachen. Zehn Abgrenzungen 11

Gabriele Wohmann
Woman. Erzählung 23

Gerhard Köpf
Der doppelte Boden 33

Herta Müller
Die rote Blume und der Stock 35

Hans Joachim Schädlich
Tallhover – ein weites Feld. Autobiographische Notiz 41

Siegfried Lenz
Von der Wirkung der Landschaft auf den Menschen.
Abschlußansprache anlässlich des 23. Deutschen Naturschutztages
vom 6. bis 10. Mai 1996 in Hamburg 51

II. Edition und Editionswissenschaft

Johannes Janota
Mittelalterliche Texte als Entstehungsvarianten..... 65

Peter Boerner
Zwei Frauen reisen nach Scheveningen. Eine Episode aus
dem Umkreis Schillers..... 81

III. Klassik

Theo Stamm

„Ilmenau den 3. September 1783“. Über Goethes Verhältnis zur Politik... 93

Manfred Misch

Spiegelberg und sein Judenstaatsprojekt 127

Terence James Reed

Palastrevolution: Kant, Schiller und die Geburt einer Ästhetik
aus dem Geist der Politik..... 139

Karl S. Guthke

Weimar im Wilden Westen. Schiller auf der Bühne
der Vereinigten Staaten 157

IV. Romantik

Wolfgang Iser

Von Tieck zu Eichendorff – oder: Zur Kunst des Weglassens 181

Hartmut Steinecke

E. T. A. Hoffmann und Walter Scott, die „Coryphäen
der jetzigen Romandichter“ – Romanmodelle um 1820 193

Klaus Köhnke

Politik und Heilsgeschichte im Spiegel der historischen
Dramen und Dramenfragmente Eichendorffs 211

V. Heinrich und Thomas Mann

Peter-Paul Schneider

„...wo ich Deine Zuständigkeit leugnen muß...“. Die bislang
unbekannte Antwort Heinrich Manns auf Thomas Manns
Abrechnungsbrief vom 5. Dezember 1903..... 231

Herbert Lehnert

Heinrich und Thomas Mann: Brüderlicher Austausch
in der frühesten Prosa 255

<i>Marcel Reich-Ranicki</i>	
Glück und Unglück der Alleinreisenden. Zu den frühen Geschichten Thomas Manns	273
<i>Winder McConnell</i>	
Detlev Spinell und die „Kunst“ der Projektion. Bilder der Verzweiflung in Thomas Manns <i>Tristan</i>	279
<i>Hans Wißkirchen</i>	
Die frühe Rezeption von Thomas Manns <i>Buddenbrooks</i>	301
<i>Thomas Sprecher</i>	
Davos, Ort des Heils	323
<i>Jörg Tenckhoff</i>	
Das Prinzip der Verantwortlichkeit in Thomas Manns <i>Doktor Faustus</i>	339

VI. Exil und Innere Emigration

<i>Hans Vilmar Geppert</i>	
Im imaginären Exil. Anmerkungen zu Tradition, Moderne und Postmoderne im historischen Roman	359
<i>Alfred Riemen</i>	
Judentum – Kirche – Habsburg. Joseph Roths antinationalistische Vorstellungen der dreißiger Jahre	375
<i>Lothar Pikulik</i>	
Das Exil als geistige Lebensform. Über den Emigranten Hans Sahl – mit einer vergleichenden Abschweifung zu Thomas Mann ...	399
<i>Egon Schwarz</i>	
Hermann Hesse, der Nationalsozialismus und die Juden	413
<i>Marino Freschi</i>	
Die aristokratische Form der Emigration Ernst Jüngers	433

VII. Poetik im 20. Jahrhundert

Hans-Jörg Knobloch

„Ich habe den Schädel voll Neuem!“ – Der frühe Brecht 445

Volkmar Hansen

Das literarische Interview 461

Manfred Dierks

Ambivalenz und Ironie in der Moderne. Zu Adolf Muschg
und anderen. Eine Skizze..... 475

Schriftenverzeichnis Helmut Koopmann 489

Tabula gratulatoria

Vorwort

„In Spuren gehen...“ – eine Formel, die nicht nur Thomas Manns spezifisches Traditionsverständnis umfaßt, sondern letztlich wohl ins Zentrum jeder literaturwissenschaftlichen Bemühung weist. Ohne je den Sinn des vorausgegangenen, wegweisenden Werkes gänzlich einzuholen, sind ihr Annäherungen immer wieder möglich, die den Blick auf das Gesichtete lenken, freigeben, vielleicht allererst öffnen. Und was wäre eine solche Bemühung anderes als Dienst an einer nie zu beendenden, stets fortzuschreibenden Aufklärung? Die Herausgeber der vorliegenden Festschrift sind der Ansicht, daß in diesem Sinne die titelgebende Formulierung besonders geeignet ist, Helmut Koopmanns Umgang mit Literatur, seine wissenschaftliche Arbeit und seine universitäre Lehre zu beschreiben.

Es gehört zum charakteristischen Profil von Helmut Koopmann, daß er sich stets mitten in der Arbeit befindet. Insofern ist es nicht die Aufgabe des vorliegenden Bandes, ein Resümee zu ziehen, und schon gar nicht, dem Genre gemäß, etwas ‚festzuschreiben‘. Die sich anschließenden Beiträge wollen die Verbundenheit und Anerkennung von Freunden und Kollegen aus Anlaß seines 65. Geburtstags zum Ausdruck bringen und dabei Anregung geben zu neuen Plänen und Projekten, die Helmut Koopmann in den kommenden Jahren zweifelsohne mit unverminderter Intensität verfolgen wird.

Sucht man nach dem Leitfaden, der die große Fülle seiner literarischen Interessen bündeln könnte, so ist man als Leser seiner Bücher und Aufsätze auf keine leichte Probe gestellt. Natürlich fällt zunächst ein äußeres Moment auf: die Leichtigkeit und Mühelosigkeit, die Brillanz und Präzision seines Schreib- und Redestils, in dem noch die schwierigsten Kontexte, die als unvereinbar gedachten Gegensätze auf einen überzeugenden Nenner gebracht werden. Das hermetische Fachsprachen-Idiom, welches die Germanistik der letzten Jahrzehnte gekennzeichnet hat – Helmut Koopmann vermeidet es bewußt, ohne damit zeitgemäßen Fragen auszuweichen. Er geht, nicht nur in dieser Hinsicht, „in den Spuren“ seiner Lehrer. Von ihnen ist Benno von Wiese in besonderer Weise hervorzuheben. Helmut Koopmann hat in einer Zeit studiert, in der die Lehrstühle von mächtigen Patriarchen verwaltet wurden, und er teilt die Erfahrung einer ganzen Studentengeneration, die einerseits unter dem Einfluß prägender Lehrergestalten stand und andererseits die Notwendigkeit verspürte, auf neue Herausforderungen mit neuen und eigenen Thesen zu antworten.

Die Betonung geschichtlicher Prozesse, das hermeneutische Verfahren, den geistesgeschichtlichen Ansatz, den Einbezug der Philosophie und, darüber hinaus, die Fähigkeit, Wesentliches von Unwesentlichem zu trennen, Literatur in Kontexten zu sehen, Traditionen zu berücksichtigen, Voraussetzungen von Texten zu erkunden und deren Wirkungen in den Blick zu nehmen: Helmut Koopmanns methodischer Ansatz ist geprägt von diesen Akzenten. Die großen Worte und Themen jedoch, wie sie die Germanistik der 50er Jahre bestimmt hatten, sind seine Sache nicht. Er optiert für die Frage, für den Zweifel, für das Unbehagen, für den Widerspruch. Darin folgt er der Tradition einer dialektisch zu verstehenden Aufklärung. Die Literatur und Philosophie dieser bürgerlichen Kulturepoche sind Ausgangspunkt und steter Bezugspunkt seiner sonst sehr breit gefächerten Forschungsinteressen. Schiller gehört in diesen Kreis wie Heinrich Heine, Heinrich Mann und Thomas Mann genauso wie Bertolt Brecht, Alfred Döblin nicht weniger als Hermann Broch oder Günter Grass. Auch thematische Bereiche wie etwa die Exilliteratur oder gattungsmäßige Schwerpunkte wie der Roman sind auf diesen Hintergrund bezogen. Und wenn er Eichendorff in den Blick bringt, Mörike oder C. F. Meyer, so geschieht dies letztlich in Zuordnung zur Aufklärung oder in Abgrenzung zu ihr. Für Helmut Koopmann ist diese Epoche in ihrem emanzipatorischen Impetus, in ihren antithetischen Strukturen der Schlüssel zur Moderne.

„Schreiben in Gegensätzen“ nennt er einen seiner Aufsätze über Bertolt Brecht. Dieser Titel schlägt den Grundton an, der immer wieder in seinen Publikationen hörbar ist, sowohl in bezug auf seine literarischen Themen als auch in Hinblick auf das eigene Schreiben. In diesem Sinne geht er, wie der Titel der Festschrift andeuten will, „in den Spuren“ etwa Lessings, Schillers, Heines oder Heinrich Manns. Es ist ein skeptisch-ironischer Grundton, der seine Ausführungen zur Literatur begleitet. Gerhard Köpf hat in seinem literarischen Beitrag zur Festschrift von Helmut Koopmanns „hanseatischer Ironie“ gesprochen und damit die geistige Physiognomie des Jubilars treffend skizziert.

Trotz der Fülle von wissenschaftlichen Projekten, die Helmut Koopmann leitet oder mitgestaltet, sind die mit dem Lehrstuhl verbundenen Aktivitäten für ihn selbstverständlich. Ob es sich um die Sorge für seine Studenten, seine Stipendiaten oder Mitarbeiter handelt, ob es um die Ausrichtung von Kongressen oder Tagungen geht, um die Arbeit in literarischen und außerliterarischen Gremien, um die Organisation interdisziplinärer Projekte und Lesungen oder um die Pflege von Partnerschaften mit Hochschulen auf fast allen Kontinenten: Helmut Koopmann weiß, Rat zu geben, Ideen zu entwickeln, Pläne in die Tat umzusetzen. Daß er sich dabei nicht schont, wollen Freunde und Kollegen oftmals nicht akzeptieren. Doch ist das Werk von Helmut

Koopmann nicht zu verstehen ohne die Verpflichtung zur Leistung. Das Besondere an ihm ist, daß sich zu dieser Verpflichtung die Freude an der Arbeit gesellt.

Die Reihe der Aufsätze von Freunden und Kollegen, die im vorliegenden Band gesammelt sind, mögen als Echo verstanden werden auf die vielen Themen und Aspekte, die im wissenschaftlichen Werk Helmut Koopmanns Behandlung finden. Daß diese Festschrift zustande kommen konnte, ist dabei in erster Linie dem Entgegenkommen und der Generosität des Max Niemeyer Verlags zuzuschreiben. Nach Tübingen geht deshalb unser besonderer Dank. Auch den Augsburger Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern Gisela Barth, Birgit Böhm, Thomas Brand, Andrea Fischer und Barbara Metzger möchten wir an dieser Stelle für ihre Mitwirkung danken.

Die Herausgeber

I.

Literarische Texte

Gino Chiellino

Stadtbilder Tokyo September 1990

I. Der Zen-Garten

Höchstens vierzehn Steine zählt
das Auge

Mindestens einer wird stets abwesend
sein

Der Abwesende beweist
daß Leben vorhanden ist

*II. Die Quelle: Ich * weiß * nur * zufrieden*

Das Wasser fließt
mitten in die Sprache

Der Stein nimmt es auf
unbeteiligt

Das Wasser verläuft sich durch die
Sprachränder

Unter dem Kiesel bleibt
die Erde stets moosfeucht

Das Wasser fließt
mitten in die Sprache

III. Der fremde Dichter an der Wasseda

In einer Frage lebten auf
die japanischen Lieder eines Koreaners
mit dem schwierigen Namen

Sie hatten die Jugend des Fragenden
begleitet und waren an keinem Ort zu finden

Den Schweigenden war der schwierige Name
unbekannt und die Frage
erhellte das Schweigen um die Lieder

Mein Wunsch ging auf

IV. Schreinbesuch

Der Rauch um mich
getragen von fremden Lauten

zweimal die klingenden Hände
bei gesenkter Stirne

Gott aus dem Schlaf zu wecken
kostet keine größere Mühe

V. Die Sängerin

Mit den Lotusfeldern im Rücken
steht eine Frau am Ufer
unter dem regnerischen
Abendhimmel

sie singt über das Wasser
gegen die flache Kehle
der Stadt vor dem Regen
in der Dunkelheit

VI. Abschied

Auf dem Weg in die Fremde
verlasse ich die Stadt
mit den gewagten Schatten

Nichts nehme ich mit

Nur der Schlaf aus der U-Bahn
und das singende Lächeln aus
den Kaufhäusern an der Ginza
werden mich als Geschenk aus
dem Land der Götter begleiten

Richard Exner

Vom Schlafen und Wachen
Zehn Abgrenzungen

„Wach auf, wach auf, Zion; zieh an deine Stärke! / Schmücke dich herrlich, Jerusalem, du heilige Stadt!“ Diesen Vers des Propheten Jesaja sollten wir jeden Morgen wie ein Gewand anlegen. Als ob wir das nicht wären: eine Stadt mit Mauern und Menschen und mit einem Türmer, der uns warnt, wenn Gefahr droht.

Nicht alle Städte werden geschleift. Aber das Wunder unseres Verschontseins wird immer unglaubhafter. Was hätten wir dagegen noch einzusetzen als unser Wachsein? Jeder sein eigener Türmer und ein die Mauern berennendes Heer.

Wie unachtsam wir mit dem Schlaf umgehen.
Als gehöre er nicht zum Wachen. Wer schläft,
stiehlt ja Gott die Zeit nicht, denn der hat
genug davon. Wie unachtsam wir mit dem
Schlaf umgehen!

So wird das Bett ein weiterer Ort der Qual,
anstatt, auf ein paar Stunden, zur Stätte, die
mitunter ein Engel bewacht.

Manche stellen ihr Bett so, daß das erste Licht des Morgens sie trifft. So haben sie an der kleinen alltäglichen Schöpfung teil. Andere versuchen, die nächtliche Dunkelheit nicht nur zu verlängern, sondern auch zu vertiefen.

Ich hatte einen Freund, dem war alles dies nicht genug: Er legte eine schwarze Augenmaske an und dichtete die Seiten eines lichtundurchlässigen Rouleaus mit Klebestreifen ab. Dies auch nur hinzuschreiben, verursacht mir Atemnot. Als wäre Licht Sauerstoff. Einmal schlief er im Nebenzimmer, gleichsam im verschlossenen Sarg.

Übte er nachts den Vortod? Kann man den üben? Ich wollte ihn oft fragen, was er nachts sieht. Aus Angst vor der Antwort tat ich es nie. Jetzt ist er tot.

Was immer sie verhüllt, die schwarze Seide der Nacht ist durchlässig, und die Lautlosigkeit nimmt zu; wenn dir die Lider zufallen wie ein Tor ins Schloß, fahren sie im Nebenzimmer in entsetzlicher Angst hoch.

Unerträglich schlägt das Herz in solchen Nächten, und verborgene Gedanken, huschende Ratten, werden hörbar, das Zimmer höhlt sich aus, ein jäher, kalter Wind fegt herein. Wer schlaflos liegt, unter dem öffnen sich Falltüren. Und das Herz geht auf vom heftigen Schlagen. Ein Flüstern hebt an, du hörst Wörter, die kein Lexikon verzeichnet, weil sie durch Auge und Ohr in den Körper einschießen.

Das Bett. Der Schlaf. Der Tod. Die Auferstehung. Wir liegen, und ehe wir uns ein letztes Mal aufrichten können, fährt unser Schiff übers schwarze Wasser. Wir liegen, die Arme von uns gestreckt, in der finsternen Nässe, oder aber mit verlängerten ausgekugelten Schultern. Wie wir abgenommen wurden von Starken und Mitleidenden, ohne viel zurückzulassen, nur Getrocknetes, auf dem Sand, auf dem Holz, auf dem Stein. Ja, und dann?

Dabei geht doch alles auf Gethsemane zurück. Du stehst ein wenig außerhalb der Mauern von Jerusalem, in einem alten Garten und schaust auf Ölbäume, die so versteinert sind, als hätten sie alles das noch mit angesehen.

Hier wurde, spürst du, nicht nur aus Erschöpfung oder aus Angst vor dem Wachsein geschlafen, sondern aus barer Unachtsamkeit. Ein Mensch wird im Stich gelassen. Nein, sie konnten keine einzige Stunde mit ihm wachen. Und hatten ihn doch geweckt, damals, auf dem See, als sie meinten, er verschlafe ihren Untergang.

Dieser Schlaf im Garten ist der größere Verrat, der dem eigentlichen vorangeht.

Als wir geschaffen wurden, war es bereits hell.
Wir sind Kinder des Tages. Die vielen Wege
aber, auf denen wir den Schlaf herbeiziehen.
Dabei sollten wir doch an der Wissenschaft des
Wachseins arbeiten und uns vor Trunkenheit
und Finsternis fürchten.

Wir liegen im Rausch, und der Messias
kommt. Wir hören nicht, wenn er uns beim
Namen ruft. Auch im Finstern sind wir
Schöpfung. Vielleicht hätte er uns ins Licht
geführt!

In den Strafkolonien dieser Welt fällt der Schläfer immer dem Gericht anheim. Wer könnte sich auch im Schlaf verteidigen? Glaubt der Schläfer, mangels ihn überzeugender Beweise, keiner wache über ihm, blitzt schon das Henkersbeil.

Dann freilich nützt auch das Wachbleiben nicht mehr. Das Wachen ist völlig sinnlos geworden. Der Schlaf flieht uns, wo und wann er kann. Ohne ihn gibt es kein Wachen.

Also wachend ins Ende, wachend vor das Gericht, wachend ins Verderben, wachend, womöglich, ins Paradies?

Wundert es uns wirklich, wie viele Menschen kurz vor Sonnenaufgang sterben? Das Erwachen ist der Fingerzeig, ist die Frist. Und wir fürchten uns im Dunkeln!

Tut die Augen auf! Wachen heißt Entzücken,
heißt Entsetzen. Wie armselig ist die Sprache,
die nur eingrenzt.

Wir wachen im Schlaf, als Geschaffenes. Wir
sollen so leben, daß unser Nächster in unserem
Beisein ebenso gut wachen wie schlafen kann.
So könnte eine Beschreibung des Paradieses
beginnen. Und enden könnte sie, nach langem
Schlafen und Wachen, mit dem morgendlichen
Ausruf: Gepriesen sei der Schlaf, gepriesen sei
das Licht!

Gabriele Wohmann

Woman

Erzählung

„When lovely woman stoops to folly / And finds too late that men betray...“ – Oh, sagt er's nicht unübertrefflich? Überhaupt, Goldsmith, ich greife ihn jetzt erst wieder so richtig auf...

Ihre Stimme blieb oben, er fand sie etwas krächzend, und sie selber sah doch aus wie eine Melodie, die Gestalt angenommen hatte. Er unterbrach sie: *Men*, da gebraucht er den Plural, aber *woman*? Warum nimmt er da den Singular? Um zu beweisen, daß auch er Oliver Goldsmiths „Woman“ auswendig konnte, fuhr er mit der dritten Zeile fort: „What charm can soothe her melancholy? What...“ Nun wußte er aber nicht genau, wie es weiterging, mit einem einsilbigen Substantiv, aber mit welchem, und deshalb (das schätzte sie ja höher ein als jedes andere von seinen Talenten) lächelte er sie an (ziemlich verkrampft, neuralgisch), und dann traf es sich gut, daß sie einfiel, sie sprachen im Chor: „What art can wash her tears away?“ Ah ja, das fehlende Wort war *art*. Sie sagte: Es ist das Exemplarische. *Die Frau*. Und Männer sind Männer. Das ist ja gerade das Geniale. *Die Frau*, die sich zur Torheit mit *Männern* erniedrigt hat, runtergebeugt... Ein Mann ist wie der andere, sie fing an, ihn ein wenig bedrohlich zu fixieren, er fühlte sich geradezu durchbohrt, und das war kurz bevor es passierte. Vorsichtshalber streckte er den Arm aus, um nach seiner Zigarettenpackung auf dem niedrigen Tisch zu langen, wie sich gleich erweisen würde, war's ein dummer Zufall zu seinem Nachteil, daß der Tisch nicht zwischen ihr und ihm, sondern etwas abgerückt stand.

Plötzlich glitt sie, seine junge Kollegin, von ihrem Platz auf dem kleinen gelben Sofa und ließ sich wie ein sehr großer, freundlicher heller Hund (Golden Retriever, Spezialausführung) am Boden vor seinen Beinen nieder, schmiegte ihren Lockenkopf gegen seine Knie – und da lastete es nun, dieses körperwarme Frachtgut weiblicher Liebe, mitten in seinem Arbeitszimmer. Falsche Adresse. Natürlich wußte er, wie er sich jetzt den Spielregeln der Lieferanten zu unterwerfen hätte, ihre Erwartung drückte ihn wie ein Schwergewicht (tonnenschwere Fracht: ihre vielleicht sechzig Kilogramm), unter dem er aufgeregt und empört zum bewegungsunfähigen Klumpen erstarrte. Okay, okay, greif in ihr Haar, mach schon, streiche ein bißchen drin

rum, das ist das Mindeste und leider bloß der Anfang. Wer weiß, vielleicht genügt ihr für heute der Anfang. Ihr Haar faßte sich nicht schlecht an, es war fest und doch auch weich. Er fühlte sich von ihr reingelegt, doch er konnte sich nicht vormachen, er sei unschuldig. Daran, sich in ihn zu verlieben, hatte er sie nicht gehindert. Statt dessen immer wieder durchblicken lassen, seine Gefühle für sie seien schwer zu bremsen, was er aber versuchen müsse (ich liebe meine Frau, meine Kinder, mein Familienleben ist mir unentbehrlicher *background* für meine Arbeit), doch wenn er ihr das bruchstückhaft vortrug, machte er gleichwohl beim gehaltvollen verliebten Blick-zu-Blick-Kontakt mit und gab sich Mühe, so inhaltstriefend zu lächeln wie sie, alle Signale gleich schmalzig-schmachtend bei ihm wie bei ihr, bloß war's bei ihm rein reaktiv (um sie nicht zu kränken... „and finds too late that men betray...“: oh Verlogenheit!); sie glänzte in der Rolle der Anführerin. Nun beweg schon deine Hand, spornte er sich an, und wieder rührte er ein bißchen in der dichten angenehmen Materie herum, erlahmte, erinnerte sich, ließ es zu der nächsten kurzen Bewegung kommen (verdammst, wann steht sie auf?). Es fiel ihm ein, daß sie einander manchmal *Arbeitskiller* nannten, und deshalb brummelte er jetzt: Arbeitskillerin! Komm, laß uns reden.

Arbeitskiller, flüsterte sie verzückt und kuschelte sich enger an seine Beine in der Cordsamthose.

Wie wär's mit Oliver Goldsmith? fragte er sie leise (muß ja nicht sein, daß ich sie verletze).

Sie flüsterte wie vorher und rieb ihr Köpfchen hin und her und stöhnte ein wenig: Oder die Zusammensetzung des Prüfungsausschusses für die C-4-Professur-Kandidatenliste.

Die Romantheorien des Kollegen Minder? Steh besser auf, oder?

Sie grunzte wie ein Kind, das nicht geweckt werden will. Im Grunde verflucht mutig von ihr, wie sie da auf den Boden gesunken ist und dort für die Ewigkeit selber auszuharren gedenkt. Mutig, mutig. Er dachte es und gab sich den Befehl, seinerseits Mut zu zeigen.

Christopher Smarts Gedichte gehen über Seiten, „A Song to David“ beispielsweise... er wußte nichts mehr, was dazu vorzubringen wäre, aber immerhin hatte er etwas quasi Berufliches und das auch diesmal nicht sentimental gedämpft gesagt. Er hatte mit normaler Lautstärke und sachbezogen gesprochen.

Laß uns lieber bei „Woman“ bleiben, sagte sie piepsig in den Cordsamt auf seinen Beinen hinein.

Noch mehr „Women“ geht ja kaum, sagte er.

Oh doch, noch viel mehr, wenn du wüßtest! Sie hob ihr erhitztes Gesicht zu ihm, es sah auf einmal kugelrund aus.

Als vorhin seine Frau *Ich geh ein bißchen in den Garten* gerufen hatte, fand er das beruhigend. Er rechnete damit, daß sich seine junge Kollegin komisch benehmen würde. Sein Arbeitszimmer lag im Souterrain, aber weil das Haus an den Hang gebaut war, nur im Bibliotheksteil nach Norden zu unterirdisch in einem ausgebaggerten, mit klobigen Backsteinen gegen abrutschende Erde geländesicher befestigt; zum Süden hin war das Zimmer ebenerdig, und zwischen seinem Schreibtisch und dem Sitzplatz mit ihm im Sessel und ihr zu seinen Füßen führte eine Glastür in den Garten, und es gab auf dieser hellen Südseite, von der aus er gern bei der Arbeit in die dunkleren Tiefen des Zimmers blickte, außerdem noch zwei Fenster. Mit dem Rücken zu einem dieser Fenster stand der Sessel, auf dem er saß, unter sich das liebeheischende Geschöpf, die Riesenhündin, golden und gewiß freundlich und ebenso gewiß eine verteilte Landplage, eine Zumutung. Er fand, sie gäben ein barockes Kunstwerk ab, in dieser Positur *Mutter und Kind*, vielleicht auch ein Biedermeiergenrebild oder als Skulptur das Werk eines jungen Neuerers, der das ganze schreckliche Gebilde *Madonna mit dem Kind 2000* betitelt hätte. Ein Homo in Cordhosen, und der Gottessohn eine junge Feministin, ertappt bei einem ihrer unemanzipierten Schwächeanfalle. Reg dich ab, ruhig Blut, alter Junge: Er wollte wieder so beruhigt sein wie vorhin, als seine Frau angekündigt hatte, sie mache sich im Garten zu schaffen. Aber schließlich: Da draußen, das *war* der Garten. Wenn auch nicht der Teil, in dem sie zur Zeit gegen die Wildnis der wuchernden Brombeerhecken, der Disteln und Brennesseln kämpfte. Also gut, sie wird da vorne im Nordteil wirtschaften. Diese kleine Szene bleibt zwischen mir und dieser verrückten, liebebreizenden goldenen Retrieverin geheim. Und nun los, mach das Beste draus. Das Beste war in diesem Moment die Assoziation zur *Wildnis* (in der sich die arme, fleißige, moralisch einwandfreie andere *woman* zerstechen und verbrennen läßt, Schande über mich!), und weil er wußte, er biete der jungen Kollegin damit genau das Richtige, obwohl es für sie einen anderen Sinn ergäbe (*weil* es einen anderen Sinn ergäbe!), sagte er: *Tips für die Wildnis*. Damit, so nähme sie an, meinte er garantiert was Dunkles, Geheimnisvolles zwischen ihm und ihr, und außerdem war's der Buchtitel einer ihrer favorisierten Schriftstellerinnen. Und prompt griff sie nach seiner rechten Hand, die sich davongestohlen hatte, führte sie auf ihren Schopf zurück, die stumme Maßgabe: Streichele mich. Sie sind nicht frisch gewaschen, tuschelte sie, als böte sie ihm mit dieser Information einen erhöhten Reiz an Intimität, etwas für Spezialisten und Bevorzugte.

Die ganze Frau duftete so unglaublich stark! Er kannte den Geruch, seine Studentinnen zogen ihn wie unsichtbare Scheweife als Botschaften hinter sich her. Sie mußte in diesem Zeug geschwommen sein, und das könnte ein Problem werden. Er würde, weil sie so gründlich auf ihm seßhaft war, noch lang

nach ihr riechen. Wieder erlahmten seine Finger auf ihrem Kopf, und sie blickte zum zweiten Mal in sein zum Glück vom Tageslicht abgekehrtes, schlecht beleuchtetes Gesicht hinauf, glühte wie eine Pfingstrose und sah noch gerundeter aus als vor ein paar Minuten.

Wie weiter, wie weiter, steht sie denn niemals von selbst wieder auf, fragte er sich geplagt (steh doch du selber auf, Schwachkopf, ergib dich nicht in dieser Pose, von der sie will, daß sie niemals endet, oh doch, verdammt, sie will die Eskalation! Sei endlich einmal du derjenige, der einen Anfang macht, den Anfang, der ein Abschluß ist, Schluß mit dem Geschmuse, mit dem Betteln ums Schmusen, du siehst ja, sie führt sich wie eine große liebe Hündin auf). Schmusen war, wenn schon Verliebtheit sein mußte, nicht sein Fall, er fühlte sich in diesem *Land des Lächelns* nicht am Platz, wenn schon, dann Sex, und den bestimmt nicht in seinem Arbeitszimmer und überhaupt nicht in seinem Haus; nun hörte er auch aus dem Parterre im Zimmer über dem Arbeitssouthern die Kinder, die mit ihrem Fernsehpensum fertig waren, nachdem sie wie immer alle fünfundzwanzig Programme durchprobiert und jeden Werbespot bis zu viermal angeschaut hatten.

Seine Hand bewegte sich bleiern in ihren Locken, über die er mittlerweile, wie er die Sache sah, so ziemlich alles wußte, sie hatte zwei Farben drin, Silbriges und Goldenes, und die Konsistenz war nicht nur fest und weich zugleich, an manchen Stellen glitt er auch über ein seidenes Material. Er mußte an einen Romantext denken, an dem die Handlung auf der Stelle trat. Weil er fürchtete, die zärtlichkeitsbegierige Person da unter ihm und mit ihrem Oberkörper gegen seine Schienbeine gepreßt anzuöden, suchte er nochmals bei Oliver Goldsmiths „Woman“ Beistand: „When lovely woman stoops to folly / And finds too late that men betray...“ He, ich bin einer von diesen Männern, für die sich kein Singular lohnt. (Blöde Anbiederung.) Mißfallen wollte er ihr auch wieder nicht, immer noch nicht. Nicht zum ersten Mal machte er die häßliche Erfahrung von sich als einem Feigling mit. (Feiger Hund. Wir bleiben bei diesem Haustier. Hund und Hündin. The woman and the men. Singular für die herausragende Frau, aber wie hebt sie sich eigentlich vom Massenprodukt, *from the men* ab? Pah: hündisch alle miteinander.)

Er war stumm, sie war es auch, seit sie mit *Du bist kein Plural-Mann* widersprochen hatte, so leise dahingeflüstert, als lägen sie nach einem anständigen Sex nebeneinander im Bett. Dann schwärmte sie: Du hast so wundervolle Hände.

Das erinnerte ihn ans Streicheln, ihr zuliebe, eine Spur auch aus Neugier, hob er ihr Haar im Nacken hoch und kraulte den, und sie gab ein schnurrendes Glucksen von sich.

Wie herrlich warm du bist. Und so weich, so weich!

Weder warm noch weich zu sein paßte ihm. Es gefiel ihm ganz und gar nicht. Sie schaute wieder zu ihm auf, sah beduselt aus und wie angedickt von einem ausgiebigen Mittagsschlaf.

Da plötzlich – ungefähr so plötzlich, wie sie (wie lang war das her, bloß Minuten oder schon fast eine Stunde?) vorhin von ihrem Sofaplatz zu ihm hingeglitten war, verwandelte sich ihr Ausdruck. Sie hatte an ihm vorbei aus dem Fenster gesehen, sicher um den grandiosen heißen Sommertag einzubeziehen, und nicht einmal erschrocken (zu erschrecken, das war das wenigste, das man von ihr hätte verlangen können!) raunte sie ihm zu, sogar amüsiert klang sie, ein verschmitztes kleines Lachen schien sie sich gerade noch zu verkneifen: Whow! Da draußen auf dem kleinen Abhang kommt jetzt gerade deine Frau um die Ecke. Sie wird uns so sehen! Und das sollte sie wohl besser nicht, wie ich dich einschätze.

Immerhin, unaufgefordert stand sie sofort auf und setzte sich brav aufs gelbe Sofa. Aber sie sah nicht korrekt wie eine Kollegin im fachlichen Austausch mit einem Kollegen über Erzählperspektiven oder Immortal Poems of the English Language from Chaucer's Time to the Present Day aus. Sie sah rosig liebesrund aus, eine *junge Mädchenblüte*, aber nicht in Prousts *Schatten*, und auch wie ein verschmitztes Kind, auf frischer Tat – vielleicht nur! Wie spannend! – erwischt. Sauerei! Ein Schock! Adrenalinbeschuß, Hormone, die verrückt spielten, und war nicht auch was mit Cortisol, wenn der Organismus auf Stress seine unbekömmliche Antwort gab? Übel, übel. Und verheerend für seine Herzkranzgefäße, die der fröhliche Doktor Matzerath so höllisch gern mit dem Ballonkatheter dilatieren wollte, ganz scharf war er drauf, doch aus Feigheit, die ihn schon bei der Vorstellung dieses Netzwerks hinter seinen Rippen mit Ekel und Bangen heimsuchte, schob er diese Manipulation schaudernd immer noch vor sich her. In diesem Moment hätte er allerdings liebend gern auf einer Intensivstation gelegen, in der schönen Legalität eines korrekten, ruhiggestellten Patienten, einen Monitor über dem Kopfende seines klinisch-braven Bettes, dessen Bildschirm den Herzschlag eines unaufgeregten, selbstverständlich bis ins Mark treuen Ehemanns ohne Abstechergelüste bewies, auf dem Kontrollgerät liefen rechts sanfte Hügel und weiche Täler im stechenden Computergrün aus dem schwarzen Schirm und kamen links wieder hereinspaziert. Mehr an Zuverlässigkeit und gutem Gewissen konnte ein Herzbenehmen nicht bieten als das, was der Monitor jedem, der bisher noch an ihm gezweifelt hatte, vorführte. Jetzt hingegen würde die raffinierte Technik die Berg- und Talfahrten seines hochtourig aufgeregten, zornigen Herzens abbilden, Felsvorsprünge und Krater, die unwegsame un-

wirtliche Hochgebirgslandschaft seiner verwüsteten, elenden, schuldigen Psychosomatik.

Vorsichtig drehte er sich nach dem Fenster um, spähte über die Sessellehne hinaus. In der Gegend der Terrassentür zupfte seine Frau bald da, bald dort im Immergrün nach kleinen Halmen, die wahrscheinlich hier nicht hingehörten (ich *verstehe* nichts vom Garten, der Garten ist *dein* Revier), in der linken Handfläche hinter hochgebogenen Fingern hielt sie irgendwas, vermutlich die winzige Ernte ihrer drei Walderdbeerpflänzchen. Schritt für Schritt in gebückter Haltung das Immergrün absuchend, rückte sie dem Fenster näher.

Wüßte ich nur, ob sie was gesehen hat. Diese alles entscheidende Frage bohrte in seinem Kopf, der ihm in Schmerzerwartung wie beim Zahnarzt prophylaktisch weh tat, während seine junge Kollegin es für eine gute Idee hielt, wieder mit „Woman“ loszulegen, und vielleicht war's wirklich gewitzt von ihr: Ihr Englisch zu hören, erweckte in seiner Frau den Eindruck von gemeinsamer wissenschaftlicher Betätigung, immer vorausgesetzt (verdammte Ungewißheit!), sie hatte nicht kurz vorher diese aberwitzige Skulptur erblickt, dieses groteske Heiligenbildchen, die Kniefall-Schmuselockenkopf-Statuette.

„What charm can soothe her melancholy / What art can wash her tears away? / The only art her guilt to cover...“: der etwas krächzende Singsang der jungen Kollegin wurde ziemlich laut (stimmt leider, in der Konversation ist ihr Englisch besser als meins, aber sie *kräht*, bei mir haut trotz Defekten im Wortschatz die Musikalität hin, ist einfach *besseres Englisch*), und jetzt war seine Frau am Fenster hinter seinem Sessel angekommen. Sie ging dort in die Hocke. Übereifrig beugte er sich, wie aus dem Sessel gescheucht, hinaus, und dann war sein Kopf ungefähr auf der gleichen Höhe wie der runtergebeugte Kopf seiner Frau. Was habt ihr denn da gemacht? fragte ihr Gesicht, aber die Antwort gab sie, nicht er, dem sogar Eingebung die ideale Ausflucht beschert hatte (*du, willst du dir das mal ansehen, wir zwei haben geprobt, wollen ein Gedicht von Oliver Goldsmith inszenieren, du könntest uns als kritische Zuschauerin helfen*, und so weiter, er fand das wirklich nicht übel).

Seine Frau rief ins Zimmer: War nicht schlecht, aber neulich sah's doch dramatischer aus.

Er wagte nicht *Was denn* zu fragen.

Seine Frau blickte die junge Kollegin an. Gestern, oder war's vorgestern, Schatz... na egal, da haben wir die Szene auch schon mal nachgestellt, er hat's mit *mir* gemacht, aber mit der eigenen Frau ist's was anderes.

Nun warf sie einen Blick auf ihn, und er versuchte schnell, nicht wie ein Idiot auszusehen, nicht genauso trottelhaft (völlig von den Socken, was redet sie da bloß), wie er sich fühlte. Lächeln mißglückte, mißglückte anders als das Lächeln mit der jungen Kollegin, diesmal war's, zu seiner Frau hin (sie ist die Ruhe selbst, was führt sie im Schilde?), ein erbärmliches Feixen (sieht ganz so aus, als sei ich fürs Lächeln nicht talentiert).

Seine Frau sagte zur jungen Kollegin, die mit einem plötzlich schiefen Gesicht und einem zusammengeschnurrten Mund unintelligent aussah, aber in Wahrheit zu ihm: Und als Realität hat es sich in seinem Uni-Arbeitszimmer abgespielt. Als eine seiner Studentinnen durchgedreht hat und ein paar Minuten später jemand an der Tür klopfte... er hat überhaupt nicht gewußt, was er mit ihrem Kopf auf seinen Beinen anfangen sollte.

Seine Frau, schmal und in ihren schmutzigen Jeans hundertmal sauberer als die beiden Akademiker im Zimmer, die souveräne Herrin der Lage, sie setzte sich mit gespreizten, übereinandergeschlagenen Beinen ins Bodendeckerimmergrün auf dem leichten Abhang vor dem offenen Fenster. Inmitten des Wusts seiner Befürchtungen und ratlos genoß er den Blick, den sie an die junge Kollegin adressierte, und er fand, sie, die um etliche Jahre Ältere, sah jünger aus als die Jüngere dort wie festgepinnt ans gelbe Sofa. Im Wettstreit mit dem gutmütigen, aber trickreichen Charme und der raffinierten Phantasie der älteren Ehefrau unterlag die junge Kollegin, und wie eine schlechte Verliererin, etwas verkniffen und verschwitzt, saß sie steif da, während die Frau da draußen trotz ihres Gewusels im heißen Garten unter den Feuerstößen der Sonnenstrahlen sich angenehm kühl und blaß und wie ein Topmodel in seiner Freizeit ausnahm. Aber er hatte verdammt keine Zeit für solche Vergleiche seines weiblichen Anschauungsmaterials, vielmehr mußte er jetzt mit seiner Idee von der Goldsmith-Inszenierung herausrücken. Wie ging die noch gleich? Er sagte: Du irrst dich, wir hatten hier eine Stellprobe. Oliver Goldsmith, „Woman“, szenisch. Es ist ein Gedicht.

Endlich bekam auch die junge Kollegin den Mund wieder auf: „When lovely woman stoops to folly / And finds too late that men betray...“

Im Seminar sind sie ganz scharf auf Variationen, ich meine, wenn's mal was anderes ist. Es ein bißchen experimentell wird. Bringt Leben rein, sagte er, zwar immer noch Allegro vivace und fortissimo, aber beinah vergnügt, seiner Sache um einige losgewordene Gewichte sicherer.

Ah ja, gute Idee, sagte seine Frau, von der er hoffte, sie würde nachher nicht irgendwann bitten: Zeig mir doch mal dieses „Woman“-Gedicht.

Sie stemmte sich vom Boden hoch. Besser, ihr übt noch weiter dran. Wie gesagt, es war noch nicht das Wahre. Er kam mir ziemlich steif dabei vor.

Mehr Mumm, mein Guter. Okay, ich werd' mir noch ein paar Disteln schnappen. Bis dann.

See you, lispelte die junge Kollegin, die sich auf Englisch elegant von der kleinen gärtnernden Hausfrau abzuheben versuchte.

Sie geht jetzt, rief er seiner Frau nach, die ohne sich umzudrehen einen gleichmütigen lässigen Gruß winkte. Er sah, wie die Kinder auf sie zutrabten und wie sie sich zu ihnen herabbeugte, wahrscheinlich brauchten sie einen Tip für die Fortsetzung ihres Tages.

Ich gehe jetzt? fragte die junge Kollegin. Ihr Ausdruck war schwer zu interpretieren.

Ich hab's gesagt, weil jetzt auch noch die Kinder aus dem Haus gequollen sind. (Will ich denn immer noch nicht realistisch mit ihr verfahren, *ja klar gehst du jetzt*, ich schaff's nicht, diese paar Wörter loszuwerden, zu feige für Gefäßdilatationen und für Frauen, und sie, kapiert sie nicht, daß ihre Besuchszeit um ist, will sie warten, bis sie wie ein faulender Fisch stinkt – Himmel: ihr Parfum! Meine Hose!) Seine Stimme war nüchtern, fast streng, aber sein Satz war's nicht, nicht genug, eher mit einem Anflug von all dem sentimental Quatsch, den er der jungen Person gegenüber einfach nicht aus seinen Reaktionen herausrütteln konnte, das mußte doch so zugehen wie beim Kater FitzWilliam, der sich, nachdem er sich ausgiebig drin herumgewälzt hatte, ebenso ausgiebig nach einem Hin- und Hergeräkel im Gras den ganzen Sand und Dreck aus dem Fell schüttelte, worauf er gereinigt und stolz einen Buckel machte und wie ein Postament hoheitsvolles Desinteresse demonstrierte. Ihn erinnerte der Kater an die eine von den beiden Buchstützen, die ihm die Frau des Dekans beim letzten Mal mitgebracht und die er im dämmrigsten Nordteil der Bibliothek aufgestellt hatte.

Zum Abschied von der jungen Kollegin, der doch ziemlich bald und ohne allzu langwieriges Anschmachten über die Bühne ging, erschien seine Frau an der Haustür, noch ein bißchen schmutziger vom Garten, schmutzig wurde sie auch im Gesicht, als sie sich nachlässig eine braune Haarsträhne hinteres Ohr klemmte, und er fand sie sehr anziehend, doch nicht davon hatte er jetzt schon wieder dieses tückische Herzhämmern. Warum mußten sie denn noch so lang miteinander quasseln, rumstehen – ach! Frauen! Women! Lieber Goldsmith, auch Frauen sind Pluralwesen.

Seine Frau sagte soeben zur jungen Kollegin: Da war diese kleine mannstolle Rebecca, die Studentin mit dem Kniefall vor ihm, und es war nicht ihr erster Annäherungsversuch. Ist diese Rebecca auch Ihre Studentin?

Ich habe nie zuvor von ihr gehört, antwortete die junge Kollegin, die endlich in ihre offizielle Fassung zurückgefunden hatte und kühl, gepflegt, höflich wirkte. Nie gehört von ihr.

Kein Wunder! Er fing an, seiner Frau zu zürnen. Sie weidete die Lage aus, schien sie zu genießen, kleine Sadistin, aber mit dem Recht auf ihrer Seite.

Diese Rebecca ist *noch* eine Generation unter Ihrer, plauderte seine Frau. Sie setzte sich auf eine von den drei Sandsteintreppenstufen vor der Haustür. Ihre Augen blitzten. Und diese ganz Jungen können's entschieden besser. Sie scheinen sich überhaupt nicht mehr zu genießen. Manchmal tun mir die dazugehörenden Burschen leid.

Respekt! Immer noch mit dem furchterregenden Herzgetöse staunte er: diese geistesgegenwärtige Person, die er da kennenlernte wie eine Fremde, war seine Frau. Eine neue Frau. Verräterisch stark noch er nach dem verdammten Parfum, und er ging ein paar Schritte von den Treppenstufen weg, gleichzeitig könnte das auch als Zeichen zum endgültigen Verabschieden gedeutet werden.

Goldsmith lebte von 1730 bis 1774, sagte die junge Kollegin.

Auch nicht schlecht. Sie hatte sich wieder im Griff.

Dazu paßt die heutige Anmache nicht, das Ranschmeißen, erklärte sie. Das muß man weicher, vorsichtiger darstellen, zärtlicher.

Seine Frau sah das sofort auch so. Du lieber Himmel, anscheinend war er hier der einzige Holzkopf, der allmählich überhaupt kein Wort mehr verstand, die eine Frau wie die andere redete surreal, jede in ihr Hirngespinnst und in ihre Trickgeschichte versponnen. Wahrscheinlich verwechselten sie ihre Märchen mittlerweile schon mit der Wirklichkeit. – Später sagte seine Frau nichts mehr, was mit dem Vorfall zusammenhing. Sie sagte auch nichts zu seinem gegen die Cordsamthose gewetzten Duft. Und er schätzte sich glücklich, als sie beim Imbiß – wegen der Hitze gab es Tacos mit bean dip, *hot*, und tomato dip, *hot*, die Kinder wollten nur Eis – im Alltagston verkündete, sie habe eine Verabredung zum Tennis.

Ob das nicht zu heiß sei, fragte er scheinheilig, als wolle er sie lieber in seiner Nähe wissen. Tennis, bei der Hitze? Oder spielt ihr in der Halle?

Wenn wir spielen, ja. Sie lachte. Ich sehe uns allerdings die meiste Zeit in der Cafeteria sitzen.

Und die Kinder waren auch verabredet oder hatten irgendwelche Termine, auf die er wie immer nicht achtete. Allein allein allein, murmelte er vor sich hin. Guter Henri Michaux. „Allein allein allein, mit meinen zehn Fingern allein.“ Keine Frauen. No woman, not the one and not the other. Insgeheim rechnete er mit einem Telefonat. Die junge Kollegin wäre dran. Aber es geschah nichts. Was soll die Warterei, ruf selber an: Er mußte wissen, wie sie die Taktik seiner Frau und im Gegenzug seine, bei der sie gut mitgewirkt hatte, einschätzte.

Wer ist sie, diese Rebecca? Ich hab' eine Konkurrentin! Und sogar unter den Studentinnen, hörte er die junge Kollegin krähen.

Hast du! Und er hörte sich mutig sagen: Meine Frau. Gib zu, sie hat eine Glanzleistung aufs Parkett gelegt.

Dieses Telefonat fand nicht statt. Aber als er ihre Nummer wählte, hoffte er, es würde ungefähr so ablaufen. Schwerer Irrtum! Weil sie ihn mit *Oh bist du süß! Ich hab' so gehofft, daß du dich heute noch meldest* sofort nach seinem *Ich bin's* umsäuselte, sank er in ihre Empfindung ein, und während er in seinen Fingerspitzen ein Kribbeln spürte, als walteten sie wieder wie an diesem vertrackten Vormittag in den vielschichtig konsistenten Locken ihres Amtes, aber diesmal ungequält, sondern mit Genuß, zitierte er die zweite Strophe von „Woman“, und bald fiel sie ein, bald lauschte sie: „The only art her guilt to cover / To hide her shame from ev'ry eye / To give repentance to her lover / And wring his bosom is - to die.“

Das war flüssig, lobte sie ihn, der das Buch mit der bei „Woman“ aufgeschlagenen Seite ablegte.

Woman, sagte sie nachdenklich. Wer ist diese woman, deine Frau, oder bin ich's?

Betrügen - mache ich das nicht irgendwie mit euch beiden? (Ehrlich wie nie, trotzdem nicht kränkend. Er gab sich eine gute Zensur.) Aber reuig bin ich auch ohne Tote. Ha ha.

Bleib doch ernst, so wie eben noch, bat sie, womit sie ihm schon wieder penetrant zu gefühlvoll war.

Sterben müßt ihr beide nicht... to wring my bosom. Ich schätze, dafür seid ihr beide nicht der Typ. Dann schon eher *Rebecca*.

Darauf kannst du wetten, sagte sie.

Seine Frau hätte auch so reagieren können.

Aber *Rebecca*? Er sah sie mittlerweile deutlich in hübscher Mädchengestalt vor sich, ganz so, als gäbe es sie wirklich, sie nahm immer mehr Leben an, diese geniale Erfindung seiner Frau. *Rebecca*! Begierig auf *Rebecca*... Hauptsache, sie war noch keine Frau.

Not yet a *woman*, little *Rebecca*, sagte er.

Dein Englisch ist manchmal etwas eigenwillig, aber ich find's süß, flötete sie. Ein kleines, für sie typisches Krächzen war trotzdem nicht zu überhören.

Gerhard Köpf

Der doppelte Boden

Wer von Helmut Koopmann nach einer Lesung zum letzten Zug gebracht wird, der hat es gut. Noch auf dem Bahnsteig kann er von diesem Gelehrten etwas lernen.

Besonders beeindruckt hat mich immer Koopmanns hanseatische Ironie, die jedem Satz einen doppelten Boden gibt. Das ist selten bei Germanisten und muß wohl etwas mit ihrem spezifischen Umgang mit Literatur zu tun haben. Koopmanns Ironie weht einen an wie ein frische Brise von See. Sie ist nicht deutsch und nicht eng, sondern welthaltig und reich.

Sitzt man dann nach einem letzten Händedruck im Abteil, hat man Zeit genug, den doppelten Boden von Koopmanns Sätzen zu öffnen. Und wenn dann da schon einer im Coupé hockt, ärgert man sich zuerst ein wenig, weil man Koopmanns Sätze allein auspacken und die versteckten Spitzen mit keinem anderen teilen will. Aber schon gleitet man hinüber ins Gespräch.

Pier Morgan heißt der junge Mann, der mir barfuß in Sandalen gegenüber sitzt und auf dem Weg nach Amsterdam sei, wie er mehrfach stolz betont, Amsterdam, weil er dort Freunde habe, und ob er in Köln umsteigen müsse, was ich bejahe, und schon reißt er sich die Stöpsel seines Walkmans aus den Ohren, ein Französischkurs, ob ich mal Reinhören wolle, also Pier Morgan, ja, Pier, sein Vater habe die Schauspielerin Pier Angeli geliebt, jaja, *East of Eden* mit James Dean, abgöttisch, deshalb der Name, geboren aber sei er in Nashville, Tennessee, seine große Leidenschaft sei ebenfalls das Kino, wohl vom Alten geerbt, kann gut sein, und eines Tages habe er, damals sei er schon aufs College gegangen, an einem verregneten Nachmittag den Film *Mord im Orientexpress* gesehen, und der habe ihn derart gepackt, daß er auf der Stelle beschlossen habe, nach dem College sofort nach Europa zu gehen: Venice, Simplon, Paris, um Cabin Steward im Orientexpress zu werden, ja, so habe er das gemacht, kurzentschlossen, ohne Wenn und Aber, ach, die nächste Station sei schon Köln, wo er umsteigen müsse, ja, gut, nach Amsterdam, um kurz mal Freunde zu sehen, und während er seinen Rucksack aus dem Gepäcknetz angelt und den Walkman verstaubt, drückt er mir einen Stift in die Hand, keine Ursache, er habe Dutzende davon, *Orientexpress* lese ich da, *Bienvenu, Welcome, Venice, Simplon, Paris* und darunter gut lesbar in

Schreibschrift *Pier Morgan, Cabin Steward*, klar, lacht er, zwölf Minuten sei sein Rekord, eine Kabine zu bauen, fix und fertig schlafbereit, der einzige Nachteil sei, daß es in seinem Kabuff, in dem er auf das Klingelzeichen der Fahrgäste warte, um ein Gläschen Schampus zu servieren oder einsamen Ladies gefällig zu sein, daß es also in seinem Kabuff keine Klimaanlage gebe, denn schließlich starte der Zug in der Hitze Venedigs, erklimme die eisigen Alpen, und bei der Ankunft in Paris sei ja auch nicht gerade ständig Frühling, zwölf Minuten, gut, was, also in Köln umsteigen, und have a nice trip!

Und dann ist man wieder allein mit Koopmanns doppelbödigen Sätzen und freut sich über Spitzen, Haken und Ösen...

Herta Müller

Die rote Blume und der Stock

Auf den Sitzungen, mit denen die Leute in der Diktatur einen großen Teil ihrer Zeit zubrachten, zeigte sich das klarste Bild des Sprechens in der überwachten Gesellschaft Rumäniens. Wahrscheinlich nicht nur dieser Diktatur. Alles Halbauthentische, jeder persönliche Hauch, jedes individuelle Fingerzucken waren bei den Rednern aus der Welt geschafft. Ich sah und hörte austauschbaren Figuren zu, die sich vom einzelnen Menschen weg in die glatte Mechanik einer politischen Position begeben hatten, um der Karriere zu entsprechen. In Rumänien wurde alle Ideologie des Regimes durch den Personenkult Ceausescus gebündelt. Mit der gleichen Methode, wie mir im Kindesalter der Dorfpfarrer die Angst vor Gott in den Kopf setzen wollte, verbreiteten die Funktionäre ihre sozialistische Religion: Was du auch tust, Gott sieht dich, er ist endlos und überall. Das zigtausend Mal ins Land gestellte Porträt des Diktators wurde unterstützt durch die Berieselung mit seiner Stimme. Durch stundenlange Übertragungen seiner Reden im Rundfunk und Fernsehen sollte diese Stimme als Kontrolle jeden Tag in der Luft liegen. Diese Stimme war jedem im Land so bekannt wie das Rauschen von Wind oder fallendem Regen. Ihr Sprachduktus, ihre begleitende Gestik so bekannt wie die Stirnlocke, die Augen, die Nase, der Mund des Diktators. Und das Wiederkäuen der immerselben, gestanzten Fertigteile war so bekannt wie die Geräusche alltäglicher Gegenstände. Die Wiederholung der Fertigteile garantierte die Anerkennung beim Reden nicht mehr ganz. Daher gaben sich die Funktionäre bei ihren öffentlichen Auftritten Mühe, die Gestik Ceausescus nachzuahmen. Der oberste Sprecher des Regimes hatte vier Schulklassen absolviert und nicht nur Probleme mit komplexeren Inhalten und der einfachsten Grammatik. Er hatte zusätzlich eine Sprachstörung. Beim Wechsel von Vokalen und schnellen Aufeinanderfolungen von Konsonanten blieb ihm die Zunge hängen, er nuschelte. Von dieser Sprachstörung versuchte er durch kleingehacktes, gebellartiges Silbensprechen und ständiges Händeflattern abzulenken. Deshalb brachte die Nachahmung seiner Sprechweise eine besonders auffällige, tragisch-lächerliche Verzerrung der rumänischen Sprache mit sich.

Ich sagte damals oft, die jüngsten Funktionäre im Land seien die ältesten. Denn sie schafften die Imitation des Diktators ohne Anstrengung, wie es schien, und perfekter als die älteren. Natürlich hatten sie diese auch nötiger, ihre Karriere hatte erst angefangen. Aber nachdem ich mit Kindergartenkindern zu tun hatte, blieb mir die Meinung nicht erspart, daß die Jungfunktionäre gar nicht imitierten. Sie waren es selber, sie hatten gar keine eigene Gestik.

Ich war zwei Wochen Kindergärtnerin und merkte, daß die Imitation Ceausescus schon bei Fünfjährigen unübersehbar war. Die Kinder waren versessen auf Parteiedichte und patriotische Lieder und die Landeshymne. Ich kam an diesen Kindergarten nach längerer Arbeitslosigkeit infolge der Entlassungen aus der Fabrik und einigen Schulen, die mich alle nicht mehr nahmen wegen: „Individualismus, Nichtanpassung ans Kollektiv und Fehlen sozialistischen Bewußtseins.“ Das Unterrichtsjahr hatte längst angefangen, ich sollte eine an Gelbsucht erkrankte Kindergärtnerin, mit deren Genesung nicht so schnell zu rechnen war, vertreten. Ich dachte mir, als ich die Stellung annahm, so schlimm wie in den Schulen könne es nicht sein. Ein bißchen Kindheit wird es in diesem Staat ja noch geben, die leere gleichmäßige Zerstörung durch Ideologie könne man bei so Kleinen nicht anwenden, da gäbe es noch Bausteine, Puppen oder Tänze. Auch hatte ich überhaupt kein Geld, aber Schulden und Wohnungsraten, die jeden Monat bezahlt werden mußten. Ich wußte, in die Abhängigkeit einer Mieterin sollte man in meinem Fall nicht gelangen. Denn jeder Vermieter hätte mich bei der ersten Drohung durch den Geheimdienst auf die Straße gesetzt. Ich hing am Tropf meiner Mutter, einer LPG-Bäuerin, die viel schufteten mußte, um mich über Wasser zu halten.

Die Kindergartendirektorin führte mich an meinem ersten Arbeitstag zu meiner Gruppe. Als wir die Klasse betraten, sagte sie fast kryptisch: „Die Hymne.“ Automatisch stellten sich die Kinder in einen Halbkreis, preßten die Hände kerzengerade an die Schenkel, streckten die Hälse lang, richteten die Augen nach oben. Es waren Kinder von ihren Tischen aufgesprungen, aber im Halbkreis standen und sangen Soldaten. Es wurde mehr geschrien und gebellt als gesungen. Auf die Lautstärke und Körperhaltung schien es anzukommen. Die Hymne war sehr lang, hatte in den letzten Jahren etliche Strophen hinzugewonnen. Ich glaube, sie hatte zu der Zeit ihre Sieben-Strophen-Länge erreicht. Ich war nach längerer Arbeitslosigkeit nicht auf dem laufenden, den Text der neuen Strophen kannte ich gar nicht. Nach der letzten Strophe löste sich der Halbkreis auf, tobend, kreischend wurden aus den Strammstehern wieder Unbändige. Die Direktorin nahm den Stock aus dem Regal: „Ohne den geht es nicht“, sagte sie. Dann flüsterte sie mir ins Ohr und rief vier Kinder zu sich. Ich solle sie mir ansehen, sagte sie, und schickte die

vier auf ihre Plätze zurück. Dann weihte sie mich in die Funktion ihrer Eltern oder Großeltern ein. Ein Junge war sogar der Enkel des Parteisekretärs, da müsse man besonders aufpassen, meinte sie. Er dulde keine Widerrede, und man müsse ihn auch in Schutz nehmen vor den anderen, was immer er anstelle. Dann überließ sie mich der Gruppe. Im Regal lagen an die zehn Stöcke, bleistiftdicke, lineallange Baumzweige. Drei davon waren zerbrochen.

Draußen schneite es an diesem Tag die ersten großen zerzausten Flocken, die liegenblieben in diesem Jahr. Ich fragte die Gruppe, welches Winterlied sie gerne singen möchten. Winterlied, sie kannten keines. Dann fragte ich nach einem Sommerlied. Sie schüttelten die Köpfe. Dann nach einem Frühlings- oder Herbstlied. Endlich schlug ein Junge ein Lied übers Blumenpflücken vor. Sie sangen von Gras und Wiese. Also doch ein Sommerlied, dachte ich, auch wenn es diese Einteilung hier nicht gibt. Kurz darauf war es soweit: Nach der ersten Sommerstrophe steuerte das Lied in der zweiten auf den Personenkult zu. Die schönste, rote Blume wurde dem geliebten Führer geschenkt. In der dritten Strophe freute der Führer sich und lächelte, weil er zu allen Kindern im Land der Beste war.

Die Einzelheiten der ersten Strophe, die Wiese, das Gras, das Blumenpflücken, wurden in den Köpfen gar nicht nachvollzogen. Das ganze Singen, vom ersten Wort an, klang fiebrig, es trieb die Kinder in Eile. Sie sangen immer lauter, bellender, schneller, je näher das Schenken der Blume und das Lächeln des Führers im Text kamen. Dieses Lied, das dem Sommer eine Strophe gönnte, verbot das Nachvollziehen der Landschaft, in der es seinen Anlauf nahm. Aber genauso verbot es das Nachvollziehen des Schenkens. Ceausescu hielt zwar oft Kinder auf dem Arm, doch wurden diese vorher tagelang in ärztlicher Quarantäne gehalten, um eine Krankheitsübertragung auszuschließen. Das Lied forderte geistige Abwesenheit beim Singen. Sie hatte alles, was im Kindergarten geschah, im Griff.

Ich kannte einige Winterlieder aus meiner eigenen Kinderzeit. Das einfachste war: „Schneeflöckchen, Weißröckchen“. Ich sang, erklärte die Wörter, und daß jeder mal zusehen solle, wie der Schnee aus dem Himmel auf die Stadt fällt. Die kleinen Gesichter sahen mich verschlossen an. Das Staunen, das behütet, auch wenn es verängstigt, das durch poetische Bilder zusammengefaßte Hören und Sehen, das auch dort noch Halt gibt, wo es sentimental macht – es wurde mit Absicht von ihnen ferngehalten. Die Schönheit fallenden Schnees, die sich seit Menschengedenken individuell betrachten läßt, war kein Thema. Auch in diesem Bereich war das Land ausgestiegen aus der Geschichte der Gefühle. Es wurde verhindert, daß Sprachbilder wie „Weißröckchen“ oder „du wohnst in den Wolken“ die Kinderköpfe besetzten. Auch war das Schneelied diesen so früh Verführten zu still. Ihre Ge-

fühlsregungen begannen erst beim Strammstehen und Bellen. Sich als Einzelnener zu begreifen und von diesem Punkt aus die Details an sich und den Dingen auszuhalten, wie es zu einer zivilen Sozialisation gehört, das wurde nicht zugelassen. Diese Verhinderung an Persönlichem brachte es später in jedem einzelnen Leben soweit, daß man ihm in keiner Hinsicht gewachsen war. Und genau das wollte der Staat: Die Schwäche sollte an der Stelle beginnen, wo die eigene, zu dünne Haut sitzt. Die vom Regime angebotene Flucht aus der Schwäche war Anbiederung an die Stärke der Macht, Selbstverleugnung und Unterwürfigkeit als Chance zum Weiterkommen. Ein Sensorium, das sich selbst aufrichtet, das ohne diese Flucht zurechtkommt, sollte nicht entstehen können.

Ich sagte an diesem ersten Arbeitstag im Kindergarten, die Kinder sollen Mäntel, Mützen, Schuhe anziehen, wir gehen hinaus in den Hof, in den Schnee. Die Direktorin hörte den Lärm im Kleiderraum. Sie riß die Bürotür auf. Es gehe um ein Schneelied, sagte ich, und warum solle ich den Kindern drinnen erzählen, wie die Flocken fallen. In einer halben Stunde seien wir wieder in der Klasse. „Was stellen Sie sich vor“, schrie sie, „dieses Lied steht in keinem Programm.“ Wir mußten zurück in die Klasse. Spiele und Pause und Essen, dann wieder das Lied.

Am nächsten Morgen fragte ich als erstes, ob jemand den Flocken, die „in den Wolken wohnen“, zugesehen habe. Da war ich das Kind, ich hatte es getan. Um mir Mut zu machen für den Tag, hatte ich mir auf dem Weg zur Arbeit das Lied sogar stumm in den Kopf gesungen. Verlegen fragte ich, ob sie sich an das Lied von gestern noch erinnern. Da sagte ein Junge: „Genossin, wir müssen zuerst die Hymne singen.“ Ich fragte: „Wollt ihr oder müßt ihr.“ Die Kinder riefen im Chor: „Ja, wir wollen.“ Ich fügte mich und ließ die Kinder die Hymne singen. Und wie am Vortag standen sie im Nu in ihrem Halbkreis, preßten die Hände an die Schenkel, streckten die Hälse, hoben die Blicke und sangen und sangen. Bis ich sagte: „Gut, jetzt versuchen wir das Schneelied zu singen.“ Da sagte ein Mädchen: „Genossin, wir müssen die Hymne ganz singen.“ Es wäre zwecklos gewesen, wieder nach dem Wollen zu fragen, ich sagte nur: „Dann singt sie ganz.“ Sie sangen die restlichen Strophen. Der Halbkreis löste sich auf. Alle, außer einem Jungen, setzten sich an die Tischchen zurück. Der Junge kam auf mich zu, sah mir ins Gesicht und fragte: „Genossin, warum haben Sie nicht mitgesungen. Unsere andere Genossin hat immer mitgesungen.“ Ich lächelte und sagte: „Wenn ich mitsinge, dann höre ich nicht, ob ihr richtig oder falsch singt.“ Ich hatte Glück, der kleine Wächter war auf meine Antwort nicht gefaßt. Ich auch nicht. Er lief an sein Tischchen. Er gehörte nicht zu den vier höheren Wesen der Gruppe. Für den Moment war ich auf meine Lüge stolz. Aber die Um-

stände, wie es zu dieser Lüge kommen mußte und gekommen war, nahmen mir den ganzen Tag die Ruhe.

Ich ging jeden Morgen mit größerem Widerwillen in den Kindergarten. Die pausenlose Bewachung durch Kinderaugen lähmte mich. Mir war schon klar, eine bewußte Entscheidung für das Schneelied gegen die Parteilieder war bei Fünfjährigen nicht zu erwarten. Aber sie hätten ja ohne Komplizenschaft, unbewußt, instinktiv an dem Schneelied mehr Gefallen finden können als am Bellen und Strammstehen ihrer Lieder. Objektiv war es verboten, den Kleinsten, Dreijährigen etwas Persönliches mitzugeben, aber subjektiv wäre es bei ihnen noch möglich gewesen. Bei den Fünfjährigen war es auch subjektiv unmöglich, es war zu spät. Das stand mir von Tag zu Tag kategorischer vor Augen. Der Mißbrauch menschlicher Substanz war verinnerlicht, er hatte süchtig auf seine Fortsetzung gemacht. Die Zerstörung war bei Fünfjährigen fertig geschehen.

Dies war die eine Hälfte der Tatsachen. Die andere Hälfte war der Stock. Alle Kinder, außer den höheren Wesen, in deren Herkunft ich zwecks Schonung eingeweiht worden war, zogen, egal wie und wann ich mich ihnen näherte, automatisch den Nacken ein. Ich hatte den Stock nicht in der Hand, aber sie waren so an Prügel gewöhnt, daß sie mit angstverzerrten Gesichtern zu mir schielten und bettelten: „Nicht schlagen, bitte nicht schlagen.“ Und jene, die nicht in Reichweite waren, riefen: „Jetzt kriegst du, jetzt kriegst du.“

Ich benützte den Stock kein einziges Mal. Die Folge davon: Ich konnte mir, um Aufmerksamkeit bittend, erklärend, auch schreiend, keine fünf Minuten am Stück Gehör verschaffen. Auch dafür war es zu spät. Der gewöhnlich gesprochene Wortlaut, egal in welcher Tonlage, war kein Verständigungsmittel. Der Trance des Phrasendreschens entsprach nur der Stock.

Diese Kinder versuchten mich zu zwingen, ihr Bedürfnis nach Prügel zu stillen. Sie fühlten sich im Stich gelassen, hingen in hysterischer Leere, weil die Prügel nicht kamen. Das Weinen unterm Stock war das einzige, wodurch sie sich als Person spürten. Es hob sie heraus aus dem Kollektiv.

Im Vorbeigehen an halboffenen Türen der anderen Klassen hörte ich die Stöcke schlagen und krachen und die Kinder weinen. Für Direktorin und Kolleginnen, die prügelten, und vielleicht noch mehr bei den Kindern, die weinen wollten, war ich aus demselben Grund unfähig. Für die einen nicht gewillt, für die anderen nicht imstande, den Stock zu benutzen.

Aber auch mir selber war ich immer weniger gewachsen. Nicht so werden wie die anderen und nicht so bleiben können, wie ich war – dieser Zwiespalt war nicht zu lösen. Ich kündigte nach zwei Wochen.

Der gesprochene Wortlaut, der intuitiv im Kopf entsteht, durch den wir uns wie selbstverständlich aufeinander beziehen, ist nicht angeboren. Er kann gelernt oder verhindert werden. In der Diktatur wurde er bei den Kindern

durch Erziehung verhindert. Und bei Erwachsenen, wo er in Reminiszenzen vorhanden war, getilgt.

Hans Joachim Schädlich

Tallhover – ein weites Feld

Autobiographische Notiz

1986 ist *Tallhover* erschienen – die fiktive Biographie eines deutschen Spitzels der Politischen Polizei, dessen Laufbahn in den 40er Jahren des 19. Jahrhunderts beginnt und in den 50er Jahren des 20. Jahrhunderts nur scheinbar endet.

Im August 1986 gab ich Grass – in der Erinnerung an literarische Diskussionen, die wir von 1974 bis 1977 in Ostberlin geführt hatten – ein Umbruchexemplar von *Tallhover*.

In einem Brief aus Kalkutta vom 26. November 1986 schrieb Grass, erst der Schluß des Buches („Tallhovers Ausscheiden aus dem Dienst, seine Selbstbestrafung und sein absehbares Ende“) hätte ihn kritisch werden lassen. Selten habe ihn ein Buch wegen seines Schlusses so angeregt, ihm eine Erweiterung zu erfinden. Natürlich wisse er, schrieb Grass, daß sein Weiterspinnen meines Fadens kaum erlaubt und allenfalls unter Freunden verzeihlich sei.

Ähnlich hat Grass seine Ansicht über *Tallhover* in seinem Indien-Tagebuch *Zunge zeigen*¹ dargestellt:

Ich werde Schädlich schreiben: nein, Tallhover kann nicht sterben.² In Gedanken, nicht abzustellen, bin ich bei Schädlichs „Tallhover“. Immer wieder das Romanende variiert: Tallhover, unsterblich, lebt nun im Westen, führt neue Erkennungsmethoden ein, wird Rasterfahnder...³

In meiner Antwort vom 16. Januar 1987 habe ich mich auf die Sätze beschränkt:

Über unsere unterschiedlichen Ansichten, den Schluß des Buches betreffend, würde ich gerne noch mit Dir reden. Es gibt auch in der Kritik, die übrigens überwiegend höchst positiv reagiert hat, differente Beurteilungen oder Bewertungen des Schlusses.

¹ *Zunge zeigen*, Darmstadt 1988, S.26f. und S.38. – Noch einmal in Günter Grass: Die Deutschen und ihre Dichter, hg. v. Daniela Harms, München 1995, S.239 ff.: „Tallhover kann nicht sterben.“

² Grass, *Zunge zeigen* (s. Anm. 1), S.27.

³ Ebd., S.38.